

Heinrich Neumaier

Ein Leben für Handwerk und Volkstum

Von Walther Habersetzer

Der Hörhammersaal ist eingedrückt voll. Nach einer Pause von sechzehn Jahren findet zum erstenmal wieder ein Hutsingen statt. Man schreibt Sonntag, den 3. Dezember 1950. Bauern aus dem Hinterland und Heimatfreunde aus der Stadt sind zusammengekommen, dazu Gewappelte mit klingenden Namen: der Kiem Pauli, Dr. Wilhelm Dieß, Professor Hanika, Dr. Bruno Schweizer, Fürst und Graf Henckell von Donnersmarck, Hans Seidel und Rudolf Kiermeyer. Alles ist begeistert von der Farbigkeit der Stadt- und Weltchronik, die von den Sängern entrollt wird, von der Schlagfertigkeit der Gstanzl, die vor dem brennenden Pfennigkerzerl über das Lösungswort des Rätsels erklingen, aber nur wenige wissen, wem sie die fröhliche Urständ des altehrwürdigen Brauches verdanken, der auf die Meistersinger des Mittelalters zurückgeht.

Der Kiem Pauli drückt Heinrich Neumaier die Hand und sagt ihm sein Vergeltsgott aus übervollem, ehrlichem Herzen. Er hat eine Ahnung davon, wieviel Zeit einer braucht, wie tatkräftig, zäh und unerschütterlich einer sein muß, welche Menschenkenntnis er nötig hat, um einen Brauch neu zu beleben.

Wir können uns heute kaum mehr vorstellen, welche Unsumme von Kleinarbeit Neumaier seinerzeit geleistet hat, um die Sänger aufzuspüren, ihnen die Mitwirkung an einem Hutsingen schmackhaft zu machen, sie durch wiederholte Besuche bei Laune zu halten, ihre Termine in Übereinstimmung zu bringen, dazu einen passenden Saal zu finden, ein Rätsel zu bestellen, schön und für alle sichtbar schreiben zu lassen, Plakate und Einladungen zu besorgen, hinausgehen zu lassen, ein Richtpult für die Ratsherren aufzustellen, mit schwarzem Tuch auszuschlagen, Ratsherren zu verpflichten und mit Roben würdig zu kleiden, schließlich die Preise zu beschaffen: Velourhut, Filzhut, Zipfelhaube und Schweinshaxe.

Dieses Hutsingen steht hier nur als Beispiel für die Art, mit der Heinrich Neumaier bairisches Volkstum in schier unzähligen Veranstaltungen lebhaftig und lebendig machte. Wir erinnern uns dabei in erster Reihe an die jährlichen Konzerte des Zitherklubs, an den Maitanz im Schloßsaal, den der Bayerische Rundfunk mehrmals übertrug, an Maiandachten, Kirtamusl, Kathreintanz, Adventsingens und Weihnachtsfeiern, an die Wiederbelebung des Tortensingens, dann aber auch an die Mitwirkung bei Jubiläen, Einweihungen, Tagungen und Familienfesten, die im einzelnen kaum mehr aufgezählt werden können.

Man fragt sich unwillkürlich, wie er es möglich machte, als Oberstudiendirektor einer großen Berufsschule, die ihn mit Arbeit wahrlich genug eindeckte, »nebenher« so viel leisten zu können. Dazu ist zu sagen, daß Volkstumspflege für Neumaier nicht ein »Hobby« war, das er außerhalb seines Berufes ausübte: Sie kam für ihn aus derselben Mitte seines Wesens, sie war die notwendige Ergänzung

und Steigerung seiner beruflichen Ziele. Um das zu verdeutlichen, sei sein Lebensweg in kurzen Strichen nachgezeichnet.

Heinrich Neumaier wurde am 7. November 1913 als Sohn des Lokomotivführers Heinrich Neumaier und dessen Ehefrau Antonie, geb. Acham, auf der Münchner Theresienhöhe geboren, die noch anno 1800 zum Landgericht Dachau gehörte. Vater und Mutter entstammten dem Bayerwald und vererbten ihm — um mit Max Peinkofer zu sprechen — seine mächtige Körperschaft, seine Lebens- und Willenskraft und seine außerordentliche Musikalität. Er besuchte zunächst das humanistische Gymnasium, trat dann in die Lehrerbildungsanstalt über und wurde Volksschullehrer. Während seiner Ausbildung als Schulamtsbewerber bereitete er sich auf die Berufsschullaufbahn vor. Weil ihm die Termine keine andere Wahl ließen, legte er gleichzeitig den Staatskonkurs und die Berufsschullehrerprüfung ab. Damit war aber auch ein athletischer Typ, wie er, überfordert. Eine Krankheit, die mit einem Hexenschuß ausbrach, warf ihn nieder, aber er fand verständnisvolle Vorgesetzte, die seinen Eintritt in die Berufsschule Dachau ermöglichten. Im Laufe des Krieges wurde er Batterieführer einer FLAK-Einheit in Norwegen. In dieser



Heinrich Neumaier bei seinem letzten musikalischen Auftreten im Januar 1975 beim Oberdinghartinger Fest der Ludwig-Thoma-Gemeinde.

Foto: Dr. Roth, Vierkirchen

Stellung erwarb er sich eine Fülle von Menschenkenntnis und organisatorischer Erfahrung. Während der beiden Jahre, die er nach dem Krieg in französischer Kriegsgefangenschaft verbringen mußte, machte er sich als Pianist einen Namen. Im Lager wurde eines Tages ein Klavier angeliefert, aber es waren keine Musikalien vorhanden. Neumaier gab in Bälde ein Konzert, das er ganz aus dem Gedächtnis bestritt. Er spielte u. a. Präludium und Fuge in Des-Dur aus dem I. Teil des Wohltemperierten Klaviers von Johann Sebastian Bach, die Appassionata von Ludwig van Beethoven und das Scherzo in b-Moll von Frédéric Chopin.

Vermöge seines absoluten Gehörs lernte er schon als Schüler Geige und Klavier ohne Schwierigkeit. Unter großen persönlichen Opfern und mit den Spargroschen seiner Schwester erwarb er in jungen Jahren einen Flügel und bildete sich bei Professor Nüßle in München bis zur Konzertreife aus. Er fühlte sich seiner hohen Begabung verpflichtet, übte bis in die letzten Lebensmonate täglich und beherrschte die anspruchsvollsten Bereiche der Klavierliteratur.

Der Zufall hatte es gewollt, daß Neumaier und ich die Gefangenschaft im gleichen Lager verbringen mußten. Wir schlossen uns eng aneinander an, zogen in die selbe Baracke und lebten hinter einem weißblau gewürfelten Bettuch, das wir als Vorhang vor unsere Wohncke gespannt hat-

ten. Das war ganz natürlich, da wir schon als Buben dieselbe Klasse des Wittelsbacher Gymnasiums besucht hatten. Ich erzählte von meinen volkskundlichen Studien und Erfahrungen in der akademischen Heimatschar Dr. Bruno Schweizers, von Kurt Huber, dem Kiem Pauli und von Max Dingler, die ich alle persönlich kannte. Diese Welt empfand mein Freund sogleich als wesensverwandt. Er kannte ja als Berufsschullehrer (Gewerbelehrer) für Schreinerei die hohe Kultur handwerklicher Holzbearbeitung und wußte, daß sie in zunehmendem Maße Gefahr lief, der modernen Zivilisation zum Opfer zu fallen. Wir kamen zu der Ansicht, das sei nur zu verhindern, wenn die volkstümliche Kultur auf allen Gebieten Anerkennung und neuen Auftrieb erhalte. Nur so könne ein allgemeiner Sinneswandel erfolgen dahin nämlich, daß gewachsene, echte Werte wie früher geschätzt und verlangt würden.

Als Neumaier bald nach der Heimkehr aus der Gefangenschaft Berufsschuldirektor wurde, arbeitete er sich in alle Zweige des Handwerks und der industriellen Fertigung, in die hauswirtschaftlichen und kaufmännischen Fächer ein. Dann sorgte er für die räumlichen Voraussetzungen eines gedeihlichen Unterrichts. Die ersten Werkhallen baute er mit seinen Lehrlingen in freiwilligen Überstunden, während er selbst Hand anlegte. Gleichzeitig war er schon am Werk, um die Arbeit der jungen Menschen festlich zu überhöhen: Auf seine Anregung hin schuf Max Dingler seine Zunftverse (»Handwerksleut«, Mchn. o. J. Vlg. Callwey), Neumaier vertonte sie und brachte sie zu verschiedenen Entlassfeiern in Verbindung mit Volkstänzen zur Ausführung.

An Ostern 1951 nahmen wir beide an einem Singtag mit dem Kiem Pauli in Rosenheim teil. Neumaier ging ganz in dem gemeinsamen Singen auf, es war, als wäre ein Funke auf ihn übersprungen. Während der Heimfahrt nahm er sich fest vor, mit jungen Dachauer Burschen alpenländische Lieder zu singen. Am 19. Dezember 1951 trat der Dachauer Dreigesang ins Leben, der im Lauf der Jahre in den ersten Rang der bairischen Sängerguppen vorrückte. Sowohl der Umfang seines Liederschatzes und seiner Stimmungen, sein Temperament und die Geschmeidigkeit seines Vortrags weisen das aus, als auch die ehrenvollen Aufträge, festliche Empfänge in der Staatskanzlei, im Antiquarium der Residenz mitzugestalten. Bis in die letzten Wochen seines Lebens leitete Neumaier den Dreigesang und sang selber mit. Man bedenke die Unzahl von Proben, Reisen und Aufführungen, die damit verbunden waren, und stelle sich vor, was überdies der Zitherklub von seinem Dirigenten Neumaier verlangte!

Trotz dieser Belastung unternahm er 1952 in Zusammenarbeit mit der hervorragenden Sachkennerin Dr. Barbara Brückner die Erneuerung der Dachauer Tracht, zu der er auch die Mitglieder der Innung des Bekleidungshandwerks heranzog: Bezeichnenderweise verband sich hier wieder Berufs- und Volkstumsarbeit. Schritt für Schritt erweiterte er selber seinen volkskundlichen Gesichtskreis, drang er tiefer in die einzelnen Lebensgebiete des Volkes ein. Er wußte, wo der beste Trachtenloden gewalkt wird, wie man eine Sterntür macht, welche Dachformen es im Hinterland gibt, wie man ein Hackbrett stimmt, wie man den



Heinrich Neumaier als gestandner Dachauer anlässlich des Jubiläums der Lokalbahnfahrt Dachau-Altomünster im Mai 1973.

Foto: Bielmeier, Dachau



*Der Dachauer Dreigesang
singt die Bauernmesse in
Bergkirchen.*

Foto: Schmitt, München

Woaf tanzt, was in der Volksweisheit an Trost und Einsicht steckt. Es genügte ihm nicht, die Riederinger Säger nur zu hören. Er zog mit seiner Familie auf den Staberhof, um mit denen, die er als Vorbilder verehrte, einen Urlaub lang zu leben. Andererseits wurde sein Haus Treffpunkt vieler Volkstumsfreunde. Ein gut Teil trug dazu seine Frau Betty (Barbara, Tochter des vor ihrer Geburt bei Arras gefallenen Schreinermeisters Johann Weiß) bei, mit der er am 3. Februar 1938 Hochzeit gehalten hatte. Sie nahm an allen Bestrebungen ihres Mannes mit größtem Verständnis und sicherer Urteilskraft Anteil. Ihre Gäste wußte sie stets mit so strahlender Herzlichkeit zu empfangen und zu umsorgen, daß alle sich voll Dankbarkeit daran erinnern.

Die vielen Anregungen, die das Elternhaus durchpulsten, weckten auch die Anlagen der Kinder: Frau Hedi Heres,

geb. Neumaier, pflegt und lehrt Volkstanz und Volksmusik, Heinrich Neumaier jun. spielt seit 12 Jahren im Gitarrenduo Neumaier mit und wirkt als umsichtiger Begleiter.

Die Saat, die Neumaier gesät hat, ist reichlich aufgegangen. Ein grausames Schicksal verwehrte es ihm, die Ernte seines Schaffens noch vollends einzubringen und im Ruhestand zu genießen, was ihm gereift war. Das Haus, das er sich als Alterssitz ganz nach seinem Geschmack erbaut und eingerichtet hatte, diente nur noch dazu, vier Wochen lang sein Totenbett aufzunehmen. Im Alter von 62 Jahren nahm ihn der Tod am 2. Januar 1976 aus unserer Mitte. Sein Lebenswerk hat seinen festen Platz in der Kulturgeschichte der bairischen Heimat. Jeder, der ihn kannte, wird in Dankbarkeit und Verehrung an ihn denken. Unvergesslich bleiben uns seine Züge, die auch der Tod nicht



*Heinrich Neumaier
umrahmte mehrfach
zusammen mit
seiner Tochter Hedi und
seinem Sohn Heinz
Empfänge in der Bayerischen
Staatskanzlei.*

Foto: Von der Layen, München

auslöschen konnte: Ein von eisernem Willen geprägtes männliches Antlitz, als gehöre es einem Bruder des Colleoni von Verrocchio; an ihm aber zehrte kein Streben nach irdischer Macht; es war vergeistigt um die Stirn, voll Güte und Musik um den Mund; es konnte von Lebens-

freude leuchten und trug doch die Schatten des Duldens um die Augen.

Anschrift des Verfassers:
Oberstudiendirektor Walther Habersetzer, Vogelanger 5,
8130 Starnberg.

Otto Semoser, der Türhüter am Freisinger Bischofshof

Über ein europäisches Legendenmotiv des Mittelalters

Von Rudolf Goerge

(Schluß)

Der Legendentypus von der verwandelten Speise

Die Legende von Otto Semoser gehört zum Typus der verwandelten Speise⁶: Eine mildtätige, meist untergebene Person verschenkt verstohlen an Bedürftige Nahrungsmittel. Der hartherzige Vorgesetzte oder Herr ertappt die Person — auf Hinweis eines Dieners — beim heimlichen Gang zu den Armen und stellt diese zur Rede. Auf eine Notlüge hin verändern sich im Augenblick die Speisen und Getränke in ungenießbare Gegenstände, um sich, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder in Nahrungsmittel zu verwandeln.

Das Wunder der Täuschung zeigt, daß der Hilfsbereite von der Pflicht der Nächstenliebe nicht abgehalten werden darf, auch nicht auf Veranlassung einer höheren weltlichen Macht. Das Werk der christlichen Barmherzigkeit wird durch die Notlüge des Betroffenen nicht geschmälert. Diese Notlüge, die durch das plötzliche Wunder keine Lüge mehr ist, sondern Wahrheit, soll eigentlich nur den geizigen Herrn vor dem mitleidigen Untergebenen beschämen. Das Handeln des Hartherzigen ist so verabscheuungswürdig, daß es durch das Eingreifen Gottes offen zutage gefördert werden muß als Mahnung für andere. Denn nichts ist schlimmer, als den Hungernden das tägliche Brot, die Hauptnahrung der Menschen, zu mißgönnen oder gar vorzuenthalten.

Unsere Legende, die sich auf Personen des 12. bis 16. Jahrhunderts bezieht, hat sich wohl im 15. Jahrhundert entwickelt und ist über ganz Europa verbreitet. Über Ursprung und Entwicklung der Wanderlegende kann noch nichts Näheres gesagt werden. Es sollen aber ein paar Beispiele über Art und Verbreitung der Legende Auskunft geben:

Der gottselige Augustinermönch Friedrich von Regensburg⁷ (14. Jahrhundert) brachte — wie Otto Semoser — den Armen an der Klosterpforte Brot; als er deshalb vom Prior zur Rede gestellt wurde, war das Brot in Holzstücke verwandelt. Im Kloster Reinhardsbrunn in Thüringen teilte der fromme Bäcker Wolfhart⁸ nach Meinung des Abtes zu viel Brot an die Bedürftigen vor der Klosterpforte aus; der strenge Abt fand in der Schürze Wolfharts nichts als Holzspäne.

Da die Frauen als besonders mitleidig gelten, wird vor allem ihnen das Wunder der Rückverwandlung nachgerühmt.

Die hl. Dienstmagd Notburga⁹ von Eben in Tirol (1628 bis 1313) trug, als sie von ihrem Dienstherrn auf dem Weg zu den Armen erwischt wurde, nur »lauter Hobelschaiten« und »bittere Lauge«. Diese Szene ist auch auf einem Bild des 19. Jahrhunderts in der Wallfahrtskapelle in Weißling (Landkreis Freising) dargestellt, deren Bildunterschrift lautet: »Die hl. Nothburga trug alle Feiertage ihr Essen den Armen zu, wobei der Graf, der ihr einmal den Weg abwartete, nur Hobelspäne und Lauge in ihrer Schürze fand.« Die hl. Jungfrau Radegundis¹⁰ (Anfang 14. Jahrhundert) war in Wellenburg bei Augsburg Dienstmagd bei einem reichen Patrizier; als sie wiederum den Kranken im nahen Leprosenhaus Nahrung bringen wollte, und dabei ertappt wurde, war das Brot in Kämme und die Suppe in Lauge verwandelt. Von der hl. Verena¹¹, die als Einsiedlerin und Dienstmagd bei einem Priester in Zurzach (Schweiz) lebte (4. Jahrhundert), weiß die spätere Legende, daß sich Brot und Wein, die sie zu Aussätzigen tragen wollte, bei Gefahr in Lauge und Kämme bzw. in Wasser und zappelnde Fische verwandelt haben.

Neben Dienstmägden, die meist als Volksheilige Verehrung fanden, sind es vor allem fromme, adelige Frauen, die von ihrem Ehemann oder Bruder bei der Ausübung der christlichen Nächstenliebe ertappt werden. In diesen Fällen verwandeln sich die Nahrungsmittel meist in Blumen, besonders in Rosen. Der soziale Unterschied, den die Legende macht, ist sehr bemerkenswert.

Am bekanntesten wurde das sog. »Rosenwunder« durch die Legende der hl. Elisabeth von Thüringen¹² (1207 bis 1231); als sie in ihrem Mantel Brot, Fleisch, Eier und andere Speisen aus der Wartburg den Notleidenden bringen wollte, begegnete ihr der von der Jagd heimkehrende Gemahl, Landgraf Ludwig von Thüringen; ihm zeigte sie statt der Speisen weiße und rote Rosen, obwohl »die Zeit dieser Blumen längst vorüber« war. Dieser Legendenzug ist in den frühesten Lebensbeschreibungen Elisabeths nicht enthalten, er taucht erst im 15. Jahrhundert auf.

Die adelige Dame Beatrix von Marienhof in der Steiermark¹³ (12. Jahrhundert) wird von ihrem Bruder, Herzog Heinrich von Kärnten, beim Betteln überrascht, da sie all ihre Habe an die Kirche und die Armen verteilt hatte; die gesammelten Brotkrumen verwandeln sich bei der Begegnung der Geschwister in Rosen.

In Frankreich¹⁴ gibt es ebenfalls verschiedene Versionen dieser Volkslegende. Die Frau de Laval (beerdigt im Kloster von Clermont, 1272) zeigte ihrem strengen Gatten